Mauern und Tore. So erhob sich auch ihre Stadt Volsinii auf einem ganz vereinzelten, etwa 200 Meter über die Umgebung steil aufragenden Tuffelsen. Oben dehnt sich eine ziemlich ebene Plattform, deren Rand auf drei Seiten tatsächlich noch heute als Felswand 50—60 Meter tief senkrecht abstürzt. Nur im Westen hängt diese merkwürdige Höhe mit dem übrigen umbrischen Hügelgelände zusammen und da führt auch heute die einzige Fahrstraße hinauf. Die Volsinier gehörten zum etruskischen Städtebund, der etwa das Gebiet der heutigen Provinzen Toskana und Umbrien umfaßte und fast bis zu den Toren Roms reichte. Diese Leute waren ausgesprochene Monarchisten, in ihren Hauptstädten saßen mächtige Könige, die untereinander, wie es scheint, recht gute Nachbarschaft hielten. Als nun die Römer ihre Könige verjagten und sich als Republikaner bekannten, ging der Kampf sofort los. Zweihundertfünfzig Jahre lang dauerte das Ringen. Die Rache der glücklichen Sieger ließ sich ganz besonders an diesem Städtchen aus, Beweis dessen, daß sogar der Name desselben verschwand. Erst zur Zeit der römischen Kaiser erstand wieder eine kleine Ansiedlung, die man in Erinnerung an die alte Feindin urbs vetus, Altstadt, nannte, woraus allmählich der heutige Name Orvieto entstand. Die alten Römer haben das Kolonisieren verstanden wie seither höchstens noch die Engländer. Was von den Etruskern übrigblieb, wurde so gründlich latinisiert, daß ihre alte Sprache und Schrift, kurz ihre ganze höchst entwickelte Kultur spurlos verschwand. Erst vor etwa hundert Jahren ist man durch Gräberfunde wieder an dieses einst mächtige Handels- und Kriegsvolk erinnert worden, ohne daß es bisher gelungen wäre, ihre Schriftzeichen zu enträtseln.

Gleich hinter dem Bahnhofe führt eine Drahtseilbahn von der Talsohle auf die Höhe hinauf und taucht schließlich sogar in einem Tunnel unter, um den früher erwähnten Felsriegel zu überwinden. Die ganze obere Plattform ist mit Ausnahme der sogenannten Festung, einer öffentlichen Gartenanlage auf dem Grunde der alten päpstlichen Bastionen, vollkommen verbaut, etwa 7000 Menschen wohnen hier oben, meist Bauern, Handwerker und ganz kleine Gewerbsleute. Das heutige Städtchen unterscheidet sich in gar nichts von hundert anderen italienischen Landstädtchen, viel altes Gerümpel, sehr enge Gassen, allüberall viel Schmutz. Einige stattliche Palazzi dienen heute zu öffentlichen Zwecken oder sind in Gasthöfe umgewandelt worden. Ich stieg im Hotel Belle Arti ab und war sehr zufrieden bis auf eine kleine Meinungsverschiedenheit mit dem Herrn „Ober" anläßlich der Begleichung meiner Schuld. Der befrackte Biedermann hielt sich mit meiner Banknote ein bißchen lange bei der Kasse auf, so daß ich aus reiner Langeweile die Rechnung genau durchsah. Dabei nahm ich wahr, daß er sich um eine ganze Lira zu seinen Gunsten verrechnet hatte. Als er endlich wieder erschien und ich ihn auf den Fehler aufmerksam machte, folgte eine wortreiche Entschuldigung und nach langem Suchen in allen möglichen Taschen die restliche Lira. Bei der genauen Ueberprüfung der zurückerhaltenen Silberlinge ergab sich dann noch der weitere Uebelstand, daß zwei Lirestücke schon längst außer Kurs gesetzt, daher wertlos waren, worauf meinerseits der ganze verfügbare Reichtum an italienischen Schimpfworten dem unverschämten Abruzzensohn an den Kopf flog.

Der üble Eindruck verschwand beim Anblicke des berühmten Domes. Dieser Prachtbau, eines der schönsten Beispiele italienischer Gotik, erhebt sich ganz frei inmitten eines kleinen Platzes und steht in gar keinem Verhältnis zu der Ausdehnung und dem Reichtum des heutigen Städtchens. Die seitlichen Mauern bestehen aus wechselnden Lagen schwarzen und weißen Marmors und machen einen bescheidenen Eindruck, wenn man die stolze Stirnseite damit vergleicht. Dieser überwältigende Reichtum an glänzenden Mosaiken und Reliefs, umgeben von in allen Farben leuchtenden Marmorrahmen, gekrönt von den zierlichen, blendend weißen Türmchen und bunten Zacken, erregt die Bewunderung jedes Beschauers. Nicht umsonst nennt die Kunstgeschichte diese Farbenorgie aus Stein „das größte polychromatische Denkmal auf Erden". Welcher Farbensinn beseelte doch diese gottbegnadeten Baukünstler des 13. und 14. Jahrhunderts, welcher Wohlstand muß damals hier geblüht haben, daß die Bürger dieses kleinen Städtchens so viel Geld zum Schmucke ihres Gotteshauses beisteuern konnten! Uebrigens war das die Zeit der wütendsten Kämpfe zwischen den Welfen und Ghibellinen.

Das Innere dieses dreischiffigen Domes ist recht kahl, an den glatten Riesenwänden sieht man vielfach die Spuren verblaßter Fresken. Dagegen sind die beiden Seitenkapellen des Querschiffes mit Recht berühmt, die rechte durch die herrlichen Fresken des kindlich frommen Fra Angelico und des kühnen Signorelli, die linke durch einen silbernen, mit durchsichtigem Email reich geschmückten Reliquienschrein, welcher das von dem bekannten Wunder zu Bolsena *) herrührende blutgetränkte Kelchtuch einschließt. Wer kennt nicht das berühmte Gemälde Raffaels: Messe von Bolsena, im päpstlichen Vatikan, welches dieses Wunder darstellt, zu dessen Erinnerung der Papst Urban IV. das Fronleichnamsfest stiftete? Bolsena ist ein unscheinbares Dorf, etwa zwanzig Kilometer südwestlich von Orvieto. Diese Reliquie bildete eigentlich den Hauptgrund zur Errichtung des Riesendomes und seines wunderbaren Schmuckes.

Wo der starre Orvietoner Felskegel mit seinen bescheidenen Nachbarn zusammenhängt, verließ ich die Stadt. Mächtige Mauern schützen auf dieser Seite noch heute das Nest, nur ein einziges schmales Tor, darüber natürlich eine rußige Madonna, gestattet den Ein- und Austritt. Die steile Straße führt auf der Nordseite um die ganze Höhe herum zum Bahnhofe hinab. Nur zwei oder drei Häuschen stehen längst des Weges inmitten fruchtbarer Terrassen voller Weinreben und Obstbäumen, sonst umfängt den Wanderer tiefe Einsamkeit. Hier wurde die Gräfin Cahen von ihren räuberischen Verehrern angefallen. Ungefähr am halben Hange, kaum zweihundert Schritte oberhalb der Straße, liegt der kleine etruskische Begräbnisplatz. Eine stämmige Bäuerin schloß mir gegen ein kleines Trinkgeld die paar Grabkammern auf, etwa zehn in zwei Reihen, in denen aber wahrlich nicht viel zu sehen ist. Kleine gemauerte, rechteckige Keller, halb in dem rotgelben Erdboden drin, kaum vier Schritte lang und halb so breit, mit einem ganz schmalen niedrigen Eingang. Längs der Wände laufen in der Höhe von etwa 60 Zentimetern über dem Fußboden mächtige Steinplatten, ähnlich den Ruhebänken in den öffentlichen Parks, auf welchen die Leichen ursprünglich gelegen haben mögen. Außer wenigen Knochenresten fand man eine Menge Topfscherben, seltener Stücke von Bronze- und Steingeräten oder Waffen, fast gar kein Schmuckstück oder Edelmetall, ein Beweis, daß schon früher Grabschänder und Räuber hier gehaust haben. An den Steinmauern der plumpen und ganz schmucklosen Grabkammern, sozusagen gegen die Friedhofstraße zu, sieht man oberhalb der Eingänge eigenartige Schriftzeichen von etwa 12—15 Zentimeter Länge eingehauen, deren Deutung bisher nicht gelungen ist. Der italienische Staat hat die einsame Grabstätte gekauft und will die Ausgrabungen, welche wissensdurstige Private begonnen, unter fachmännischer Leitung fortsetzen. Aber es mangelt ihm dazu wie zu so vielem anderen das erforderliche Kleingeld. Uebrigens darf man nicht undankbar sein. Die jährlichen Grabungen in Pompeji, Herkulanum, Pästum und anderen Orten verschlingen genug Steuergelder.

*) Ein ungläubiger Priester wird durch eine blutende Hostie während der Wandlung von der Wahrheit der römisch-katholischen Lehre überzeugt.

Zu unserem Bilde.

Die Mandschudynastie dankt ab und verläßt Peking. Seit dem Jahre 1644 hat die Dynastie Tatsching („die große Reine"), die von den Wüsten der Mandschurei her China erobert hatte, über das Riesenreich geherrscht. Die „verbotene Stadt" in Peking, die Residenz der Mandschukaiser, hat glänzende Tage gesehen, die in großartigen Bauten ihren architektonischen Ausdruck fanden. Der letzte Kaiser, der bisher in den weitläufigen Palästen dieser Stadt regierte, ist bekanntlich ein Kind. Der kleine Kaiser Hsüaning wurde am 7. Februar 1906 in seiner Residenz geboren, die er noch niemals verlassen hat, und die er jetzt mit dem Exil vertauschen soll.

Die letzte große Herrscherin Chinas, die berühmte Kaiserinwitwe Tzehsi, setzte am 13. November 1908, zwei Tage vor ihrem Tode, den damals 25jährigen Prinzen Tsaifeng zum Prinzregenten und Reichsverweser ein. Am 14. November starb auf mysteriöse Weise der schwache Kaiser Tsaitien, für den bis dahin Tzehsi regiert hatte, und ihm folgte der kleine Hsüantung, der älteste Sohn des am Tage vorher ernannten Prinzregenten. Von nun ab regierte also Tsaifeng im Namen des kaiserlichen Kindes. Wie unglücklich diese von endlosen Haremsintrigen gestörte Regierung war, ist bekannt. Nun endet mit ihr die ganze Kaiserherrlichkeit Chinas, und der Sohn des Himmels muß der revolutionären neuen Zeit weichen.

Rätselecke.

Auflösung aus voriger Nummer.

Wortspiel: 1. Malve — Salve, 2. Zinn — Kinn, 3. Else — Ilse, 4. Seim — Leim, 5. Ohr — Uhr, 6. Alm — Ulm, 7. Glut — Flut. = Eilauf.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Der Hausfreund.

Nr. 13. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1912.

Wohin?

Ich stand am Kreuzweg — es dämmerte schon —
Und wußte nicht, wo aus,
Da ging vor mir mit leisem Schritt
Ein Kind in die Nacht hinaus. —
Es wandte im Dämmern die Augen nach mir
Da war ich nimmer zag:
„Gib mir die Hand, ich gehe mit Dir",
Nun komm was kommen mag.

M. Hiemens

Auf heißem Boden.

Originalroman von Heinrich Tiaden.

44) **(Nachdruck verboten.)**

(Schluß.)

„Nun hören Sie, was ich Ihnen sage," nahm Barnard wieder das Wort. „Ich könnte Sie ins Zuchthaus bringen. Aber ich will davon absehen, wenn Sie sich in meine Bedingungen fügen. Sie sind der Fluch dieser Gegend. Ihre unbegrenzte Habsucht, die vor keinem Mittel zurückschreckt, hat unberechenbares Unheil angerichtet. Darum sollen Sie aus dieser Gegend verbannt sein. Sie haben sich selbst Walters gegenüber gerühmt, Sie besäßen kein Vaterlandsgefühl. Gut, gehen Sie hin, wohin Sie wollen, aber innerhalb dreier Monate haben Sie den deutschen Boden verlassen oder Sie befinden sich in den Händen der Justiz."

Wenige Minuten später wankte Josua Schmitz über den Hof zu seiner Britschka, bleich, wutschnaubend und Flüche zwischen den Zähnen zerkauend.

Der Mann, der so viele Existenzen vernichtet, hatte seinen Meister gefunden. —

Nachdem Josua Schmitz gegangen war, wusch Barnard seine Hände, indem er tief und befreiend aufatmete und schritt dann zur Veranda hinüber, wo Frau v. Raumer ihn erwartete. Ein schwarzes Reisekleid umschloß ihre schlanke Gestalt.

„Habe ich Sie warten lassen, gnädige Frau?"

Ein schmerzliches Lächeln umspielte den Mund der jungen Frau.

„Bei einem Menschen, dessen Zeit keinen eigentlichen Wert hat, fällt das ja gar nicht ins Gewicht."

Barnard zog einen Stuhl heran und ließ sich der Domina gegenüber am Tische nieder. Dann berichtete er über das Ergebnis seines Besuches bei dem Grafen Szujski.

„Ich danke Ihnen von Herzen für diese friedliche Lösung der Angelegenheit," sagte sie am Schlusse. „Es wäre mir äußerst peinlich gewesen, wenn diese unglückselige Affäre noch mehr Opfer gefordert hätte."

Es entstand eine kurze Pause.

„Wann reisen Sie, gnädige Frau?"

„In zwei Stunden fährt der Zug. Ich wartete nur darauf, Ihnen Lebewohl zu sagen und Ihnen meinen herzlichen Dank zu sagen für die unschätzbaren Freundschaftsdienste, die Sie mir in diesen schweren Tagen erwiesen haben."

Mit diesen Worten reichte sie ihm ihre Hand, die er ergriff und mit festem Druck umschloß.

„Ich sage Ihnen nicht Lebewohl, gnädige Frau, sondern Auf Wiedersehen. Mich halten noch Verpflichtungen auf Proloslaw fest. Sie wissen, daß der alte Herr v. Raumer mich mit dem Verkauf des Gutes beauftragt hat. Ich bin bereits mit einem Reflektanten in Verbindung getreten und hoffe, daß unsere Verhandlungen zu einer Einigung führen. Ich werde Sie dann bei Ihren Verwandten in Thüringen besuchen und den erzielten Kaufpreis in Ihre Hände legen."

„Und dann?"

„Dann kehre ich nach Amerika zurück, um mir dort eine meinen Mitteln angemessene Besitzung zu erwerben."

„Und dann, so hoffe ich zu Gott, wird das Glück unter Ihr Dach einkehren, jenes Glück, das Sie bisher so stiefmütterlich behandelt hat."

Das gesunde Rot in dem Gesicht Barnards wurde um einen Ton tiefer. Er stand vom Stuhle auf und ging einigemale in dem Raum auf und ab. Dann setzte er sich wieder und beugte sich näher zu der jungen Frau herüber. Welch ein warmer Schein auf einmal sein Antlitz verklärte!

„Auch ich hatte in letzter Zeit Augenblicke, in denen ich eine solche Hoffnung hegte. Und, gnädige Frau, lassen Sie mich Ihnen sagen, wie ich mir die Erfüllung ausmalte. Ich würde, sobald ich drüben in der neuen Welt ein passendes Heim gegründet, abermals den Weg über den Ozean machen, vor Sie hintreten und eine Frage an Sie richten, die ich jetzt, an der frischen Gruft Ihres verstorbenen Gatten, noch nicht wage."

Klara blickte erstaunt, fast erschreckt auf. Ihre Augen begegneten den seinigen, die mit innigem Ausdruck auf ihrem Gesichte ruhten — so ganz anders, als sie es von ihm gewöhnt war. Und plötzlich durchzuckte ihr Inneres ein Verstehen — niemals war die Aehnlichkeit des Inspektors Barnard mit dem Bernhard Lamborn von dazumal so scharf hervorgetreten wie in diesem Moment, da seine Augen sie wieder so herzenswarm anblickte wie dazumal. Und es war ihr, als verschwände plötzlich die luxuriöse Umgebung und sie befände sich wieder wie damals in dem kleinen armseligen Zimmerchen im fünften Stock der Berliner Mietskaserne — — —

Barnard nickte ihr langsam und ernst zu und sagte dann leise, indem er ihre Hand ergriff:

„Ich habe Sie getäuscht, Klara, neulich abends — Sie wissen —. Ich habe Sie getäuscht über die Gefühle, die in meiner Brust lebten, — wie ich mich selbst getäuscht habe während zehn Jahren meines Lebens. Bis ich Sie wieder sah. Seit der Zeit litt ich von neuem — und mehr wie zuvor. Ich wollte Sie hassen, ja ich machte einen Versuch, Sie zu verachten, mit allen möglichen Argumenten. Soll ich Ihnen schildern, wie zwecklos ich kämpfte? Soll ich Ihnen sagen, wie es in mir stets das Gegenteil schrie von dem, was mein Verstand argumentierte? Oder darf ich hoffen, Klara, daß Sie mich verstehen?"

„Soll ich wirklich glauben," antwortete Klara nach einer langen Pause, „daß Sie mir so furchtbar wehe tun konnten, ohne daß Ihr Herz den bitteren Groll empfand, den Ihr Mund aussprach? Konnten Sie mich so leiden sehen, wenn in Ihrem Innern noch ein Funken eines wärmeren Gefühls für mich lebte?"

„O Klara, glauben Sie mir, Sie litten während dieser Unterredung nicht entfernt die Qualen, die mir das Herz zerfleischten. Doch wozu Ihnen das schildern, da ich doch weiß, daß Sie mich verstehen. Ich bitte Sie, fragen Sie während der Zeit der Trennung Ihr Herz, ob dort noch so viel lebt für mich, um Ihr zukünftiges Leben mit mir teilen zu können. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß Sie noch zu jung sind, um dauernd auf das Glück verzichten zu können! Wir stehen uns wieder gegenüber, wie damals, frei und ungebunden, doch älter, ernster, durch Leiden gereifter, und darum beide befähigt, das Glück tiefer zu empfinden, als damals. Lassen Sie das Gewesene mit allen Leiden begraben sein für alle Zeit — drüben in einer neuen Welt, wo nichts Sie an die Vergangenheit mahnt, werden Sie zu neuem Leben und neuem Glück gefunden — dort blüht Ihnen eine neue, große, schöne Zukunft. — Wollen Sie sich das während unserer Trennung überlegen?"

„Ja, ich will es," antwortete sie leise mit gesenktem Blick.

„Und Sie erlauben, daß ich nach Jahresfrist mit meiner Frage zu Ihnen komme?"

Einen Augenblick schwieg sie, dann blickte sie voll zu ihm auf.

„Ich habe so unendliches Vertrauen zu Ihnen, daß mein Herz mit vollen Tönen zustimmt, meine Zukunft Ihrer Führung

anzuvertrauen. Aber ich habe das Gefühl, daß mein Herz nicht die einzige Instanz sein darf, die ich in dieser Sache um Rat frage. Eine Stimme in mir sagt, daß ich kein Recht habe zu dem Glück, das Sie mir in so leuchtenden Farben vorstellen — mein Gefühl sagt mir, daß die Vergangenheit mit ihren Schrecken auf ewige Zeiten trennend zwischen uns steht. Ich entsetze mich, wenn ich daran denke, daß einst der Augenblick kommen könnte —"

„Schweigen Sie davon, Klara," unterbrach sie Barnard mit einem warmen Blick seiner ruhigen, durchgeistigten Augen, „das ist die Argumentation des klügelnden Verstandes. Ich will heute nicht versuchen, auf diese Stimme zu antworten. Aber wenn ich übers Jahr wieder vor Sie hintrete, und diese Stimme ist nicht von der lauteren, kräftigeren des Herzens vollends zum Schweigen gebracht worden, dann werde ich Sie eines Besseren überzeugen, welche Rechte Sie an das Leben noch zu stellen haben."

„Trotz des Vergangenen?" fragte Klara noch immer zweifelnd.

„Lassen Sie das Vergangene ruhen. Wir haben beide genug gelitten, um unser bisheriges Leben und dessen Ereignisse von einer gewissen Höhe geistiger Abgeklärtheit aus zu beurteilen. Und da urteilt man milder. Und ich, Klara, — die Versicherung mögen Sie mitnehmen auf Ihre Reise, — ich habe die nis abgelegt, daß er auf eigene Faust den unterirdischen Gang benutzt und dabei die Geldsumme, die anbei zurückerfolgt, an sich genommen hat.

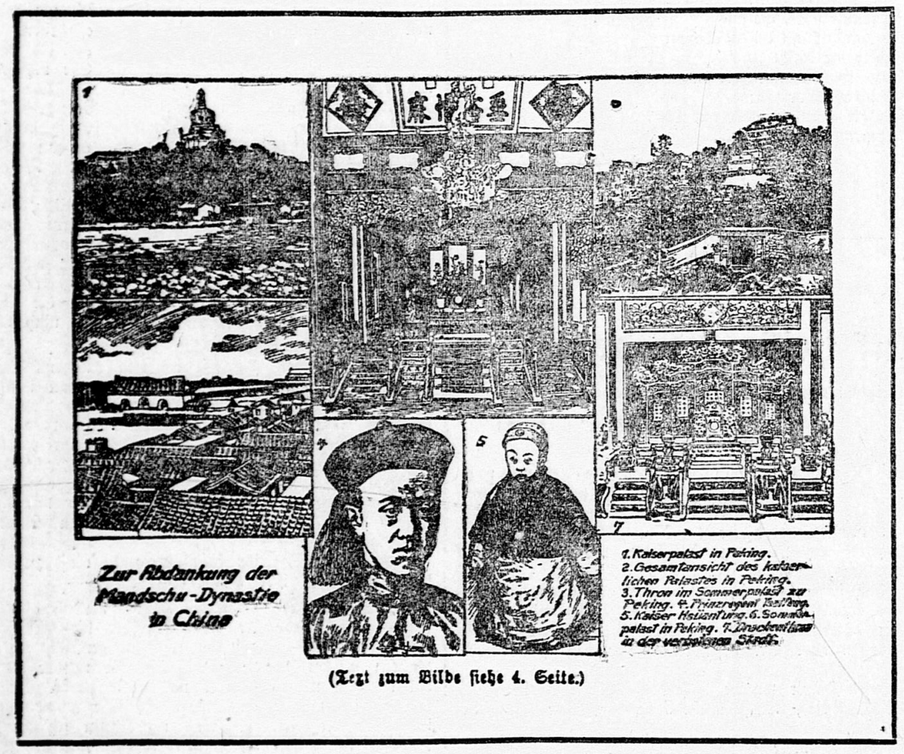
Dennoch bin ich Ihnen für die vornehme Art der Erledigung dieser peinlichen Affäre von Herzen verbunden und sage Ihnen auch auf diesem Wege nochmals Dank. Ich möchte den heißen Wunsch aussprechen, daß alle Ihre Landsleute wären wie Sie und die meinigen dächten wie ich — unsere beiden Nationen könnten in Frieden und Eintracht auf gleichem Boden nebeneinander leben. Doch das ist nur ein Wunsch und darum wird der uralte Kampf weiter toben und der Haß tiefer fressen — Gott sei es geklagt!

Seien Sie nochmals herzlichst gegrüßt von Ihrem dankbaren Stanislaus Graf Szujski."

In der Abenddämmerung desselben Tages hielt vor dem Hause des Pastors eine Britschka, eine jugendliche Gestalt in einen dunklen Mantel gehüllt, eilte ins Haus und stand einen Augenblick später tief atmend vor dem erstaunten Pastor.

„Ah — Herr Stefan! — was gibts denn?"

„Verzeihung, Herr Pastor," stammelte der junge Mann. „Ich habe Sie schwer gekränkt, — ich bin ein schlechter Mensch."



(Text zum Bilde siehe 4. Seite.)

Gewißheit, daß mein Schicksal unauflöslich an das Ihrige geknüpft ist."

Tief bewegt reichte Klara ihm ihre beiden Hände und als sie zu ihm aufschaute, sah er in ihren Augen zwei große Tränen glänzen.

„Nun denn, Barnhard — von ganzem Herzen — auf Wiedersehen!" — —

Der Wagen, der die Gutsherrin zur nächsten Bahnstation brachte, war abgefahren, längst schon war das Geräusch der rollenden Räder verhallt und noch immer stand der Inspektor am offenen Fenster des Bureaus, von wo aus er dem Gefährt nachgeblickt hatte, bis das letzte vertrauliche Peitschenwinken des treuen Blasius, der auf dem Bocke saß, hinter der Waldspitze verschwunden war.

Dann aber wurde er seinen Träumen entrissen. Ein Knecht von Salnovice brachte einen Brief des Grafen Szujski, der an ihn adressiert war.

Der Brief lautete folgendermaßen:

„Hochgeehrter Herr! Ich habe mich sofort der unglückseligen Affäre angenommen. Ich habe meinen Sohn zur Rechenschaft gezogen und er hat mir ein offenes Geständnis abgelegt. Nur in dem dunkelsten Punkte haben sich Ihre Anklagen als zu Unrecht erwiesen — an dem Diebstahl ist mein Sohn unschuldig. Und obwohl ich das erwartet hatte, bin ich durch dieses Ereignis meiner Untersuchung in hohem Maße erleichtert. Wjatko, der Waldhüter, hat ein Geständ-

Pastor Burkardt schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, mein Lieber, das sind Sie nicht, nur leidenschaftlich und unüberlegt, wie es die Jugend so oft ist. Ihre vorschnellen Worte von neulich seien Ihnen von Herzen verziehen."

Stefan Szujski senkte den Kopf, auf seinem Antlitz wechselte Röte und Blässe.

„Nun, sind Sie mit dieser Erklärung nicht zufrieden?" fragte der Pastor lachend.

„Doch — ich danke Ihnen — indessen — hat Ihnen Herr Barnard nichts erzählt —"

Burkardt blickte dem Stammelnden forschend ins Gesicht. Dann zog er den jungen Mann freundlich neben sich auf das Ledersofa und ergriff seine Hand.

„So, nun erzählen Sie mir offen und ohne Rückhalt, was Sie bedrückt."

Und der junge Mann beichtete. Kein Wort verschwieg er, nichts von seinen Plänen und bösen Absichten. Der Pastor lauschte mit ernster Miene der Beichte des Reuigen.

„Ja, lieber Freund," sprach er, als jener zu Ende war, „Sie haben schwer gefehlt und sind weit, sehr weit vom Pfade der Ehre und des Rechts abgewichen. Erscheinen Ihnen nun nicht Ihre eigenen begeisterten Worte von Ihrer Aufgabe als Führer Ihres Volkes als eine tönende leere Phrase?"

Stefan Szujski senkte beschämt den Kopf.

„Danken Sie der Vorsehung, die mit weiser Hand ihre Pläne durchkreuzte. Ich sehe Ihnen an, daß Sie bereuen — wie groß

müßte Ihre Reue sein, wenn das, was Sie geplant, zur Ausführung gekommen wäre! — Was wollen Sie nun tun?"

„Ich gehe nach Zürich, um meine Studien zu beendigen —" und den forschenden Blick des Pastors bemerkend — „fürchten Sie nicht, mich wieder renitent zu sehen. Ich habe die feste Absicht, in stiller, ernster Arbeit meine Zeit zu verbringen — alles weitere mag die Zukunft entscheiden."

„Und Gott gebe seinen Segen drein!" rief der Pastor und drückte dem jungen Manne warm die Hand.

Pastor Burkardt erregte mit der Nachricht von der Verlängerung der Pachtverträge und der guten Aussichten für die Zukunft im Kreise seiner Pächter hellen Jubel. Und hatten sie ihn vorher wegen Ablehnung der Kandidatur und der für sie daraus entspringenden Folgen fallen lassen, so hoben sie ihn nun umso begeisterter auf ihre Schultern. In ihres Herzens Freude faßten sie den Beschluß, dem verehrten Seelsorger und Vater eine Ehrung zu bereiten.

Hedwiga, die alte Haushälterin des Pastors, überbrachte diesem die Nachricht von der ihm zugedachten Ovation. Er hörte den Bericht stillschweigend an, dann aber lachte er still in sich hinein, wobei in seinen Augen der Schalk zuckte und blitzte.

Klar und leuchtend stieg der Festmorgen empor. Als die ersten Sonnenstrahlen über die Fichtenwipfel flimmerten, schallte aus sieben Kehlen, zwar mit etwas unglücklichem Ansatz, doch recht kräftig durch die stille Natur: „Sei gegrüßt!" Braselmann, der unter den Sieben das meiste musikalische Talent und dem Pastor gegenüber das schlechteste Gewissen hatte, tat als Dirigent sein Möglichstes, um die „Grüße" in ein gutes harmonisches Verhältnis zu bringen, was aber nicht verhinderte, daß das letzte „Sei gegrüßt" mit einer so grausamen Disharmonie verklang, daß die stille taufrische Natur einen Schreck bekam.

Dann hielt der gute Herr Braselmann eine kurze Ansprache, wobei er zu dem Fenster des Pastors hinaufblinzelte und schrie am Schlusse begeistert hoch und nochmals und abermals hoch. Und die vordem am ruppigsten gegen den Pastor gewesen waren, trompeteten nun am tollsten. Doch niemand übertraf Braselmann, dessen Gesicht vor Anstrengung blau wurde.

Ach, und so viel Lärm um nichts!

Denn als schließlich der feierliche Moment kam, da die Gesellschaft in das Zimmer des Pastors trat, um diesem noch einmal durch Wort und Handschlag Dank zu sagen und Treue zu geloben, siehe, da war das Zimmer leer, der Gefeierte war weder im Zimmer noch überhaupt im Hause zu finden; das ganze schöne Fest mit seinem Lärm und seiner Begeisterung war in die Luft gepufft. Betrübt schlichen die Sangesbrüder ihren Behausungen zu.

Der Pastor stand indes in einem Winkel hinter dem Ziegenstall, hörte sich den Aktus an und lachte sich ins Fäustchen. Das war seine Rache für ihre Untreue.

Uebrigens: sein Herz ertrug nicht lange das Bewußtsein, den guten Leuten ihren Spaß verdorben zu haben. Am Nachmittag ging er von einem zum andern, dankte jedem für die freundliche Ueberraschung und gab beim Abschied einem jeden mit Augenzwinkern noch einen guten Spruch zum besten, der zwar bei jedem einen anderen Wortlaut hatte, die im ganzen aber doch auf denselben Sinn hinausliefen: daß man seine Freunde auch in der Not nicht verlassen dürfe.

Aus der Romantik eines Fliegerlebens.

Andre Beaumont, der eigentlich Jean Conneau heißt, und Leutnant bei der französischen Marine ist, der Sieger der drei größten Wettflüge, des Fluges Paris-Rom, des europäischen und des britischen Rundfluges, der bedeutendste Luftpilot unserer Tage veröffentlicht soeben in Paris ein Buch, in dem er die Geschichte seiner drei großen Flüge erzählt. Wie selten in einem Werk der Gegenwart ist in diesen Bekenntnissen die echte Romantik der Gefahr und Abenteuerlust zu finden, die uns in den Schilderungen der Vergangenheit so anzieht. Es ist der Kampf mit dem großen Unbekannten, mit den ungeheuren Reichen der Luft, der Wolken und der Winde, der sich hier in anschaulich gesehenen Bildern vor uns entrollt. Der Held dieses so modernen und uns doch noch so phantastisch erscheinenden Ringens malt uns die Gefahren, berichtet von einem Flug im Nebel, bei dem er nicht herabzugehen wagte und gezwungen war, durch das Dunkel vorwärts zu fliegen, ohne die Höhe zu kennen, in der er schwebt, ohne zu wissen, wohin sein Flug ihn treibt. In hohen Windströmungen über den Wolken ist er geflogen; durch Regenschauer und Orkane ist er hindurchgerast, hin- und hergeworfen vom Aufruhr der Elemente, wie ein Korkstückchen vom schäumenden Ozean. Mit versagendem Motor ist er hinabgeglitten, ein zerklüftetes Felsgebirge unter sich, den Tod vor Augen, und nur durch ein Wunder ist er gerettet worden. Hier ein knapper Ausschnitt aus seinem Bericht von der zweiten Etappe des britischen Rundfluges: „Plötzlich geriete ich in einen furchtbaren Sturm. Schwere Regentropfen peitschen mein Gesicht und verursachen mir quälenden Schmerz. Ungeheure Windböen greifen mich an. Mein Monoplan schwankt und stampft verzweifelt. Ich fühle mich emporgerissen und dann wieder heruntergedrückt. Der dichte Strichregen hindert mich, irgend etwas rund um mich her zu sehen. So kanns nicht bleiben. Ich muß meine Höhe von 3500 Fuß aufgeben und der Erde näher kommen, um meinen Weg zu sehen. Gerade wie ich mich fertig mache, herabzusteigen, werde ich mit unwiderstehlicher Gewalt von einer Flut herabstürzender Luft heruntergewirbelt bis zu 300 oder 400 Fuß über dem Boden. . . . Als ich mich Langdale Fell nähere, treffe ich meine Anstalten, um diesen furchtbaren Gebirgspaß zu überwinden. Vor allem muß ich Höhe haben. Ich versuche aufzusteigen. Ach! Es ist mir nicht möglich, mehr als 2400 Fuß heraufzukommen. Plötzlich setzt der Motor 6 oder 10 Sekunden aus und ich stürze. Um mich her nichts als steilragende Bergspitzen und unergründlich gähnende Schluchten. Mir ist klar, daß ich die Gewalt über meine Maschine verloren habe; ich muß versuchen, so lange wie möglich das Furchtbare fernzuhalten, daß ich auf den Boden geschleudert werde. So versuche ich, meinen Gleitflug in der Richtung nach den tiefsten Stellen der unter mir liegenden Schlucht auszuführen, um meinen Abstieg noch mehr zu verlängern. In diesem Augenblick faßt ein Luftwirbel meinen Apparat und reißt ihn niederwärts. Der Gedanke durchzuckt mich: mit mir ist's aus. Aber der Tod will mich augenscheinlich noch nicht haben, denn durch einen fast unglaublichen Zufall beginnt der Motor wieder langsam zu arbeiten. Ich bin gerettet. Meine Brüder Luftschiffer, laßt uns niemals verzweifeln!" Den starken Kontrast zu diesen Gefahren und Schrecknissen bilden die begeisterten Triumphe, die der glückliche Sieger einheimst. Nicht minder interessant aber als die Erlebnisse Conneaus sind die allgemeinen Betrachtungen, die er aus seinen Erfahrungen zieht. Geduld und unerschütterliche Nervenkraft sind nach seiner Meinung die notwendigsten Eigenschaften, die der Flieger haben muß. Diese psychologischen Kräfte müßten auf den Fliegerschulen methodisch ausgebildet werden. Unter den Flugmaschinen bevorzugt er den Monoplan-Eindecker. Er betont die Notwendigkeit von genauen Fliegerkarten und von Signalen, die von unten sichtbar sind, denn der Kompaß kann allein zur Orientierung nicht genügen. „Wir Flieger wissen heut nicht," meint er, „wieviel Stunden wir noch zu leben haben." Die Sicherheitsmaßregeln bedürfen noch einer weitgehenden Ausbildung und Verbesserung. „Vorläufig haben wir nur eine einzige sichere Gewähr gegen wiederholte Unfälle: es ist die strengste Auswahl der Flieger und Maschinen. Heutzutage ist ein starker ruhiger Mann der beste Stabilisator und die Flügel seines Aeroplanes sind der beste Fallschirm."

Orvieto.

Durch den frechen Ueberfall einiger Räuber auf die Gräfin Cahen, von dem die Blätter in den letzten Dezembertagen des abgelaufenen Jahres berichteten, ist der Name dieses uralten Städtchens wieder in Erinnerung gebracht worden. Wohl nur sehr wenige Italienreisende kennen das hochgelegene Nest aus eigener Anschauung, trotzdem der Dom kunstgeschichtlich hervorragend und eine echte etruskische Totenstadt dort aufgedeckt worden ist. Aber wer kann all die berühmten italienischen Dome besuchen und wer denkt heute noch an das eigenartige Volk der Etrusker, mit dem die alten Römer so erbitterte Kämpfe führten. Wenn man von Florenz nach Rom fährt, erinnert man sich am Trasimener See, daß da irgendwo herum Hannibal eine große Schlacht geschlagen hat, dann folgt Chiusi, das alte Clusium, die Hauptstadt des Königs Porsenna, der die junge römische Republik beinahe vernichtet hätte. Na, die Geschichte ist auch schon vor sehr langer Zeit passiert. Jedermann freut sich, daß er keinem Lehrer mehr über so heikle Sachen Rede stehen muß. Eine Stunde später ruft der Schaffner: Orvieto! und gleich darauf der Kellner: „Vino bianco Signori, trenta centes mi un bicchiere!" — „Aber, wer wird denn jetzt noch Wein kaufen, wenn man nach zwei Stunden in Rom einfährt?" brummt der Reisende und steckt den Kopf zum Fenster hinaus, um Orvieto zu suchen. Man sieht aber rein gar nichts, hinter dem grauen Stationsgebäude eine alte Baracke, sonst nichts als Wein, Felder, Weiden und Buschwerk ringsum, rechts und links der Bahn, hügelauf, hügelab. Eine Minute später rollt der Zug weiter ins Tal des Tiber hinab. Ich gehöre aber zu den ganz Neugierigen und bin einmal dort in der Einöde ausgestiegen, ich wollte mich persönlich überzeugen, was es denn da Sehenswertes gäbe.

Aber ich muß noch einmal von den Etruskern anfangen. Das waren ganz eigenartige Käuze, die ihre Städte auf die Bergspitzen, womöglich recht hoch hinaufbauten. Die Straßen werden wohl auch zu ihrer Zeit in den Tälern und Niederungen geführt haben, die Felder und Viehweiden müssen auch, schon wegen des Wassers, unten gewesen sein. Aber die Menschen selbst lebten auf den luftigen Bergen, wahrscheinlich weil sie sich dort sicherer fühlten, und befestigten ihre Sitze noch durch gewaltige